



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 4

1. April 1930

Nummer 4

Inhalt: Jahresbericht für das Jahr 1929, S. 51. — Vereinsnachrichten, S. 53. — Walter Seydel, Tierymbolik in der Kunst des Ordenslandes, S. 54. — Arthur Menz, Der Bernstein und die Sudauer, S. 61. — Buchbesprechung.

Jahresbericht für das Jahr 1929.

Im Berichtsjahre wurden folgende Vorträge gehalten:

14. Januar, Herr Pfarrer Dr. Conradt, Die Hugenotten in Königsberg.
11. Februar, Herr Prof. La Baume = Danzig, Wikingerfunde in Ostdeutschland.
11. März, Herr Dr. Stein, Die Kolonisation Ostpreußens im 19. Jahrhundert.
8. Mai, Herr Prof. Dr. Stolze, Der samländische Bauernkrieg.
14. Oktober, Herr Prof. Dr. Nadler, Goethe, Faust, Rosencranz.
11. November, Herr Privatdozent Dr. Maschke, Die Mission im Dienste der polnischen Machtpolitik.
9. Dezember, Herr Prof. Dr. Stolze, Der junge Wilhelm v. Humboldt und der preussische Staat.

Am 9. Juni unternahm der Verein einen Ausflug nach Kößel und Heiligelinde.

Von den Scheffnerbriefen konnte dank der Unterstützung durch die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft der 1. Teil des 4. Bandes erscheinen. Es ist eine Ehrenpflicht gegen den verstorbenen Herausgeber und eine wissenschaftliche Notwendigkeit, das Werk zum Abschluß zu führen. Es ist deshalb beabsichtigt, 1930

das letzte Terzheft herauszubringen. Außerdem erschienen im Berichtsjahr 4 Hefte „Mitteilungen“ mit Vereinsnachrichten und wissenschaftlichen Aufsätzen.

Die Jahresversammlung fand am 11. Februar statt. Die satzungsgemäß ausscheidenden Vorstandsmitglieder, die Herren Berding, v. Berg, Hein, Krauske, Zielske, wurden einstimmig wiedergewählt. Außerdem wurden, wie bereits im Jahrgang 3, Nr. 4 der „Mitteilungen“ berichtet, Herr Universitätsprofessor Dr. Rothfels in den Vorstand und Herr Oberstudien-direktor Dr. Loch zum Ehrenmitglied gewählt.

Veränderungen im Mitgliederbestande. Der Verein verlor durch den Tod sein langjähriges Vorstandsmitglied, den Herausgeber der Scheffnerbriefe, Herrn Amtsgerichtsrat Dr. h. c. Arthur Warda und Herrn Buchhändler Pollakowski, durch Austritt weitere fünf Mitglieder. Neu eingetreten sind die Herren Studienrat Dr. Adam-Tiljit, Redakteur Dr. Balzer, Botho Graf zu Eulenburg, Studienrat Dr. Hürtig, Buchhändler Lebsch, Universitätsprofessor Dr. Nadler, Studienrat Slawski-Stallupönen, Bibliotheksrat Dr. Wanselow, außerdem die Elbinger Altertums-Gesellschaft und die Historisch-Staatswissenschaftliche Verbindung Hohenstaufen. Die Gesamtzahl der Mitglieder beträgt damit 240.

Kassenbericht für das Jahr 1929.

Einnahmen:

An Beiträgen von Einzelmitgliedern	RM. 812,—
An Beiträgen von Körperschaftl. Mitgliedern	<u>RM. 1019,13</u> = RM. 1831,13
Sonstige Einnahmen:	
Beihilfe des Herrn Landeshauptmanns für 1929	RM. 500,—
Notgemeinschaft für die Deutsche Wissenschaft	RM. 1300,—
Dunker u. Humblot, München, Anteil an Verkaufserlös unserer Publikationen	RM. 137,78
Verkaufte Bücher	RM. 125,80
Zinsen lt. Sparkassenbüchern RM. 186,— und 168,95 =	<u>RM. 354,95</u> = RM. 2418,53
	Sa. RM. 4249,66

Ausgaben:

Kosten der Mitteilungen	RM. 867,20
Publikations-Scheffnerbriefe	RM. 2568,68
Kosten der Sitzungen	RM. 63,67
Sonstige Ausgaben:	
Vereins Helfer, Nachruf, Kränze, Reiseunkosten	<u>RM. 221,15</u> = RM. 3720,70
	mithin Mehreinnahme RM. 528,96

Bestand am 1. 1. 30 an Spar-	
kassenbüchern	R.M. 3864,41
	+ R.M. 753,55
	<u>R.M. 4617,96</u>
Guthaben Postcheck	R.M. 533,58
Bar	R.M. 382,77
Effekten	<u>R.M. 1013,65</u>
	<u><u>6547,96</u></u>

Die Beiträge für das Jahr 1930 — für Einzelmitglieder R.M. 6, für körperschaftliche R.M. 15 — bitten wir, soweit dies noch nicht geschehen, auf das Postcheckkonto „Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen“, Königsberg Nr. 4194 zu überweisen und sich dazu der beiliegenden Zahlkarte zu bedienen.

Der Vorstand.

Vereinsnachrichten.

Am 14. Februar verstarb der frühere Schatzmeister des Vereins, Kaufmann Fritz Zielcke. Bis zuletzt hat er als Vorstandsmitglied dem Verein reges Interesse entgegengebracht. Seine menschlich so liebenswürdige und sympathische Persönlichkeit wird uns unvergesslich sein.

Im letzten Vierteljahr sind die in Nr. 3 der „Mitteilungen“ angekündigten Vorträge gehalten worden. Weiterhin sind folgende Vorträge vorgeesehen:

7. April (wegen des Osterfestes also eine Woche vor dem üblichen Termin), Herr Dozent Dr. Güttler, Georg Kiedels „Offenbarung Johannis“ (1734) mit Einführung in die Oratorien des Königsberger Meisters.
12. Mai, Herr Studienrat Dr. Gause, Die russischen Greuelthaten in Ostpreußen 1914/15.

Am 31. Mai wollen wir in einem Halbtagesausflug das Schlachtfeld von Br.-Eylau besichtigen.

Die Jahresversammlung für das Geschäftsjahr 1929 fand satzungsgemäß am 10. Februar 1930 statt. Nach der Genehmigung des Geschäftsberichts und des Kassenberichts wurden von den ausscheidenden Vorstandsmitgliedern die Herren Oberbaurat Dr. Schmid und Prof. Dr. Ziesemer wiedergewählt. Außerdem wurden die Herren Museumsdirektor Dr. Reijser und Archivdirektor Dr. Kefke aus Danzig in den Vorstand gewählt.

Tiersymbolik in der Kunst des Deutschordenslandes.

Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Ostpreußens.

Von Walter Seydel.

2.

Gewölbeflußsteine in der Kirche zu Wargen.

Zu den Ordensburgen, die in der Geschichte des Samlandes eine nur untergeordnete Rolle gespielt haben, gehörte auch das „Haus Wargen“. Diese Burg ist um 1270 angelegt; sie war dazu bestimmt, einem Pfleger, also einem untergeordneten Beamten als Wohnsitz zu dienen, und wies deshalb nur bescheidene Maße auf. Von dieser Burg ist nichts mehr übrig geblieben; doch hat ein Bauwerk die Erinnerung daran bewahrt, daß der Deutsche Ritterorden hier seine Stätte gehabt, das ist die Kirche in Wargen.

Wann ist dieser Bau entstanden? Boetticher, „Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen“, Samland, S. 135, rechnet diese Kirche zu den Bauten des 14. Jahrhunderts. Man könnte das auch aus dem Gewölbe schließen; im Langhaus finden wir nämlich vier Joche des vierzackigen, achteiligen Sterngewölbes, das den Ordensbauten des 14. Jahrhunderts ihre herbe Schönheit verleiht. Die Joche liegen noch unverbunden nebeneinander, und eben dies Fehlen der verbindenden Transversalrippe würde für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts sprechen. (Um 1340 etwa taucht diese durchgehende Transversale zum ersten Male in der neuen Kapelle der Marienburg auf. Vgl. Glaser, Deutsche Ordenskunst, Bd. 1, S. 81.) Und doch steht dieser zeitlichen Fixierung ein gewichtiger Umstand entgegen: sieht man sich nämlich die Gewölberippen im Langhaus näher an, so erkennt man ein Rippenprofil von ausgesprochen spätgotischer Form, wie es an den Bauten des 14. Jahrhunderts nicht nachzuweisen ist. Frühe Form des Sterngewölbers, spätes Rippenprofil, wie ist das zu erklären? Nun, die Lösung ergibt sich bald, wenn man sich die Kirche näher ansieht.

„Es ist da etwas nicht in Ordnung,“ sagt der Betrachter, der seine Augen unruhig prüfend über den Bau schweifen läßt; er hat recht. Der lange Chor und das Langhaus sind nicht aufeinander abgestimmt; man hat das Gefühl, als wäre nicht der Chor aus dem Langhaus heraus entwickelt, sondern umgekehrt, das Langhaus an den Chor herangesetzt. Durch eine Prüfung des Innern der Kirche wird diese Vermutung tatsächlich bestätigt. In dem großen Schildbogen, der Chor und Langhaus trennt, sitzt nämlich eine *Blende*, die von dem Gewölbe zur Hälfte verdeckt wird. Was bedeutet das? Nun, der Chor ist erst eine selbständige Kapelle gewesen. (Ein Fall, der übrigens nicht so vereinzelt dasteht, wie man glauben könnte; auch der Chor des Domes zu Königsberg Pr. war zuerst ein selbständiger Bau und hat dann eine Funktionsänderung durchgemacht.) Unsere Kapelle in Wargen nun hatte

feinen Turm, dafür war die Eingangsseite mit Blenden reich verziert. Von dem Langhausgewölbe verdeckt, ist eine von diesen Blenden noch erhalten. Gebaut ist diese kleine Kapelle in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, oder, genauer gesagt, im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts. Diese Zeitbestimmung ergibt sich bei näherer Prüfung der Gewölbeformen des Chores: wir haben zuerst — von der Langhauswand aus gerechnet — zwei vierzackige Sterngewölbe, die unverbunden nebeneinander liegen; dann kommt das interessante dritte Gewölbe, das den Chor abschließt. Da der Chor polygon — in diesem Falle durch drei Seiten eines Achtecks — geschlossen wird, so war man gezwungen, auch diesem Gewölbe eine Form zu geben, die dem polygonalen Abschluß entsprach. Man zog von der Mitte Rippen zu den Ecken und teilte jede der so entstandenen drei Rippen durch einen Dreistrahl. Damit wird hier ein architektonisches Problem bewältigt, das schon der Baumeister der Lohstedter Kapelle zu lösen versuchte. Da man die Lohstedter Gewölbeform um 1310 ansieht, so werden wir unser Gewölbe, das ja die nächste Entwicklungsstufe zeigt, in das zweite oder dritte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts setzen können.

Jahrzehnte vergingen, um die Burg entstand eine kleine Siedlung; die kleine Kapelle genügte nicht mehr, man errichtete eine neue, größere Kirche. Und was geschah mit unserer Kapelle? Nun, sie wurde eben Chor der neuen, großen Kirche, wobei die westliche Außenwand ihre Funktion ändern mußte; man verwandte sie trotz ihrer fatalen Blenden („Gottseidank“, sagt der Kunsthistoriker!) ohne besondere bauliche Veränderung einfach als Innenwand; als Muster für das Gewölbe des Langhauses dienten die ersten beiden vierzackigen Sterngewölbe der kleinen Kapelle. Wann ist das geschehen? Über diese Frage pflegt man sich sonst aus den Bauakten Auskunft zu holen; aber damit ist es hier schlecht bestellt. Denn es sind keine Bauakten vorhanden. In der Chronik von Wargen wird freilich 1560 ein Pfarrer erwähnt; 1581 erneuert man die Kanzel; diese Angaben nützen aber wenig, denn die Kirche muß dann eben schon längere Zeit bestanden haben. Licht in dieses Dunkel bringt die Untersuchung gewisser Teile der Innenarchitektur, von denen bisher noch nichts gesagt wurde. In dem Sterngewölbe sehen wir nämlich holzgeschnittene Schlußsteine, wie sie keine der zahlreichen gotischen Kirchen aufzuweisen hat. Die Glieder eines Baues haben ja zueinander ganz bestimmte Beziehungen; wie bei einem Organismus lassen sich von einem Teil Schlüsse auf andere Glieder und schließlich auf das Ganze ziehen. So ist es auch mit unsern Schlußsteinen; sehen wir uns einige von ihnen daraufhin an.

Aus braunem Eichenholz geschnitten, sitzen diese Schlußsteine wie ein fremder Schmuck in dem weiß getünchten Gewölbe; die Apostel, Heilige mit Spruchbändern, allerlei Tierfiguren, zierliche Blattornamentik, eine bunte Welt religiöser Embleme zieht an uns vorüber. Greifen wir einige heraus. Da ist ein Schlußstein mit der Darstellung des Markuslöwen. (Boetticher, Samland. Abb. 75.)

Die streng stilisierte Art, in der dieser Löwe in die Rundform hineinkomponiert ist, läßt erkennen, daß aus dem Apostelsymbol hier schon eine heraldische Type geworden ist. Diese innere und äußere Umwandlung der christlichen Symbole vollzieht sich aber, wie wir wissen, erst im 15. Jahrhundert, zur Zeit der Renaissance. Ein anderer Schlußstein (Boetticher, Samland, Abb. 75.) trägt das Bild einer Heiligen, die mit einem merkwürdigen Kopftuch bekleidet ist. In zierlichen Röllchen fällt dieses Kopftuch zu beiden Seiten des Kopfes herunter und haucht sich schließlich, ein eigenartiges, manieriertes Muster bildend, unter dem Kinn zusammen, breitflächig in sechs bis sieben Falten gestaffelt. Nun wissen wir aber, daß diese Tracht Ende des 15. Jahrhunderts Mode wird und daß man sie noch bis weit in das 16. Jahrhundert hinein trägt. (Vgl. die Schmerzensmutter aus dem „hortulus animae“, 1513, die Madonna aus dem Germanischen Museum zu Nürnberg, 1520—30, die Madonna vom Triumphkreuz der Kirche zu Kalkar, abgebildet in Stephan Weißel, Geschichte der Marienverehrung im 16. und 17. Jahrhundert, Freiburg 1910, Abb. 7 und 162.) Daraus ergibt sich: die Schlußsteine sind Ende des 15. Jahrhunderts entstanden; und weiter: in derselben Zeit wurde auch das Langhaus gebaut. Um den Innenraum (Langhaus und Kapelle) einheitlich zu gestalten, übertrug man die Gewölbeformen der Kapelle — den vierzackigen Stern — auch auf das Langhaus; die Gewölberippen des Langhauses freilich glich man denen des Chores nicht an; so sind sie spätgotisch geworden.

Die Feststellung der Bauzeit der Kirche war nötig, um das Besondere unseres Themas herauszuarbeiten; ist bisher die Tier-symbolik in der Kunst des 14. Jahrhunderts der Gegenstand unserer Untersuchung gewesen (Mitt. des Vereins f. d. Geschichte von Ost- und Westpr., Jhg. 4, Nr. 1, S. 5), so sollen in diesem Aufsatz Werke des 15. Jahrhunderts auf ihren symbolischen Gehalt hin geprüft werden. Schwierig zwar, aber auch sehr interessant für den Kunsthistoriker ist es, sich mit den Zeiten zu beschäftigen, in denen sich die Umwandlung eines Stiles vollzieht. Er wird da vor die Frage gestellt zu entscheiden: was ist gänzlich umgestaltet worden, was hat sich von dem Alten noch herübergerettet? Bevor wir diese Fragen in unserm Falle entscheiden, wollen wir uns einmal in Kürze vergegenwärtigen, welche Umwandlungen denn das geistige Leben des ausgehenden Mittelalters erfahren hat. Der Mensch des 13. und auch noch des 14. Jahrhunderts, der gotische Mensch, zieht seine Kräfte aus einer inbrünstigen Religiosität; in allen Dingen seiner Umwelt sieht er Symbole seines Glaubens; Tiere, Pflanzen und Steine reden zu ihm in gleichnishafter Sprache. Allmählich ändert sich das. Die glaubensbeschwingte Freude an dem sinnigen Symbol artet aus in symbolistische Spielerei, eine typische Dekadenzerscheinung, zu der sich leicht Parallelen aus der Theologie und der Philosophie beibringen lassen. Dann kommt im 15. Jahrhundert die große Wandlung. Der Mensch der Renaissance, der die hellen, klar gegliederten Räume liebt, jedem Spintifizieren und jeder Verdunklung ab-

hold ist, wirft den ganzen symbolistischen Kram über Bord und schafft sich eine neue Symbolik; eine Symbolik, die maßvoll und prägnant ist und sich nur auf einige wenige, altherwürdige Motive beschränkt. Diese Vorgänge gehen natürlich zuerst in den großen Kunstzentren Deutschlands vor sich; in langsamen Tempo schwingen die entfernten Gebiete mit, auch unser sehr entlegenes Ostpreußen. Woran erkennen wir das? Oder präzisieren wir die Frage: Was läßt sich von dieser Umwandlung, dieser Funktionsänderung der Symbolik des 15. Jahrhunderts in der Darstellung auf den Wargener Schlußsteinen nachweisen?

Betritt man zum ersten Mal die Kirche in Wargen, so ist man überrascht von der Menge der holzgeschnitzten Scheiben, die das Gewölbe des Langhauses und des Chores zieren; ist doch diese Art von Gewölbeschmuck in unsern ostpreußischen Kirchen verhältnismäßig selten; die Kirche in Quednau hat hölzerne Rosetten mit Akanthusblättern, Friedland einen holzgeschnitzten Schlußstein (Anna selbdritt.), Schippenbeil (evangelische Pfarrkirche) einen holzgeschnitzten Schlußstein mit dem Namen des Spenders, Eremiten und Seeburg Wappen und Evangelistensymbole. Wargen aber übertrifft sie alle an Schönheit und Reichhaltigkeit des Materials und der Motive. Was ist denn nun eigentlich alles dargestellt? Auf dem weitaus größten Teil der Scheiben sehen wir biblische Personen, Apostel, Propheten, Heilige (vgl. die vorhin erwähnte weibliche Figur). Sie kommen für unsere Tier-symbolik nicht in Frage und scheiden also aus. Die Tierdarstellungen, denen sich unsere Untersuchung nunmehr zuwendet, wollen wir in bestimmte Gruppen einteilen.

Gruppe 1. Tierdarstellungen aus dem Bereich des Physiologus.

Es dürfte wohl manchem etwas kühn erscheinen, wenn hier die Behauptung aufgestellt wird, daß der Physiologus, dieses merkwürdige Tierbuch des Mittelalters, noch in der Plastik des 15. Jahrhunderts hier im entlegenen Ostpreußen sein Wesen treibt. Natürlich ist damit nicht gemeint, daß der Wargener Bildschnitzer etwa nach einem illustrierten Physiologus gearbeitet hätte. Der Inhalt dieses Buches floß ja durch viele Kanäle in alle Gebiete, die irgendwie mit der Religion in Zusammenhang standen. Das Hauptgebiet aber war die kirchliche Architektur und Malerei. Hier bildeten sich bestimmte Typologien aus, und einige Typen aus diesem Darstellungskreis gelangten auch in unser Ordensland. Ich habe das zuerst an den Plastiken im Remter der Burg Heilsberg festgestellt, und es erfüllt mit Genugtuung, hier in Wargen das letzte Ausklingen der mittelalterlichen Symbolik nachweisen zu können. Im dritten Joch des Gewölbes, vom Turm aus gerechnet, sehen wir auf einem Schlußstein ein Tier mit seinen drei Jungen dargestellt. (Abb. 1, reproduziert nach Boetticher, Samland, S. 139). Das große Tier ist an seiner starken Mähne ohne weiteres als Löwe zu erkennen. Er hat das Maul weit aufgesperrt und brüllt seine

Jungen an; diese haben ihre kleinen Mäuler weit aufgerissen, um den belebenden Hauch von dem Löwenvater zu empfangen. „*Leo catulos excitat rugitu cum potenti*“ steht auf einem Bild mit der gleichen Darstellung in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg, und der Physiologus berichtet darüber: Wie die Löwenjungen, tot zur Welt gekommen, am dritten Tage durch das Gebrüll ihres Vaters lebendig werden, so erstand auch Christus am dritten Tage vom Tode. Also: unsere Tiergruppe in Wargen ist Symbol für die Auferstehung Christi. Wir kennen dieses Auferstehungssymbol bereits. Im Remter der Bischofsburg Heilsberg taucht es zum ersten Male in der Kunst des Deutschordenslandes auf (um 1370), hier in Wargen zum zweiten und — letzten Male; inhaltlich ist es das gleiche Motiv, aber formal, Welch ein Unterschied! (Man sehe sich Abbildung 2 zum Vergleiche an.) In Heilsberg eine Tiergruppe, die in träger Ruhestellung verharrt; man hat unwillkürlich das Gefühl, als hätte der harte Stein hier jede Bewegung erstarren lassen. Neben dieser etwas hausbackenen Plastik wirkt die Wargener Tiergruppe wie ein feines Kabinettstückchen hochwertiger Bildhauerkunst. Wie meisterhaft hat es der Künstler verstanden, die Tiergruppe mit ihrem vielgliedrigen Aufbau in die unbequeme Rundform hineinzukomponieren! Das Motiv selbst, sollte es künstlerisch wirksam sein, konnte nur so aufgefaßt werden, wie es der Wargener Plastiker tut. Wie der alte Löwe brüllt und wie seine Jungen, lebendig geworden, ihm aufgereggt ihre kleinen, offenen Mäuler entgegenstrecken, das ist der dramatische Höhepunkt dieses Vorgangs, der „fruchtbare Moment“ in der Darstellung des Motivs¹⁾.

Das zweite Auferstehungssymbol ist in Heilsberg der Phönix, der sich aus den Flammen erhebt. Auch in Wargen finden wir dieses Symbol wieder auf einer Holzscheibe im nächsten Joch, dem vierten, vom Turm aus gerechnet: ein Vogel mit langgestrecktem Körper, den Schnabel etwas geöffnet, die großen Schwingen weit ausgebreitet; unter ihm, seinen rechten Flügel noch berührend, züngeln Flammen. Diese Darstellung des Phönix ist schon erheblich stilisierter als die des Löwen mit seinen Jungen. Breite, parallelaufende Kerbschnitte deuten die Federlagen an. Der Schwanz sieht aus, als wäre er aus

¹⁾ Boetticher (Samland, S. 135), wußte mit diesem Symbol nichts anzufangen; er bestimmte diese Tiergruppe als „Bärin mit Jungen“, und sein Zeichner (Architekt Heitmann) stattete das Tier mit respektablen Brüsten aus; wie eine genaue Untersuchung mit dem Fernglase aber ergab, sind die vermeintlichen Brüste weiter nichts als Laubwerk, das mit seinen stilisierten Fäden dekorativ den leeren Raum unter dem Leib des Löwen ausfüllt. Dieses Laubwerk bildet übrigens einen charakteristischen Teil in der Darstellung der Löwengruppe; auch ein Baum tritt hin und wieder an die Stelle des Laubwerks (Straßburger Münster, Kathedrale in Bourges); genau so typisch wie der Fels (Heilsberg) und die Felsenspalte (s. Abb. 1 unterer Rand). Den „Bären“, den mir Boetticher aufgebunden, habe ich lange vergebens gesucht. In der späten marianischen Symbolik taucht wohl eine Bärin auf, die ihre Junge durch die Naslöcher zur Welt bringt — Beweis für die *Conceptio immaculata* — (Bleichbuch Eysenhutz 1471), aber die Art der Darstellung ist grundverschieden von der in Wargen.



Abb. 2.
Heilsberg, Bischofschloß, Xentertafel.

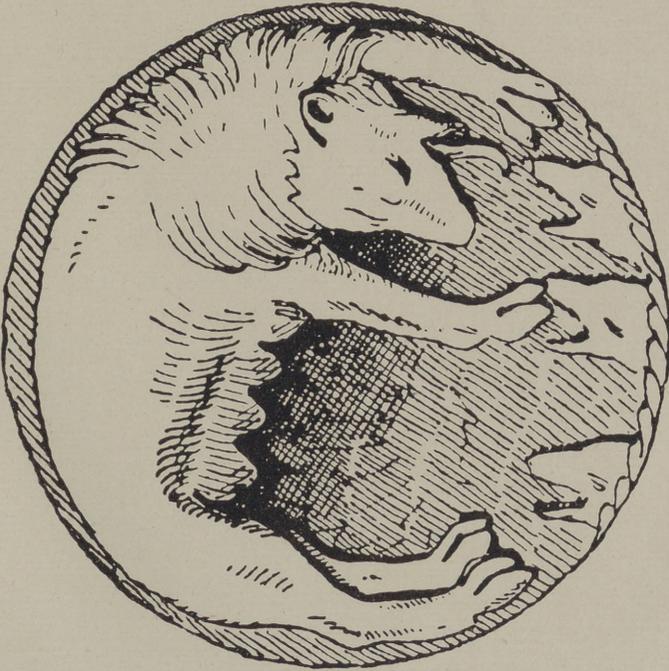


Abb. 1.
Wargen, Kirche, Gewölbefußstein.



Blech gestanzt. In ähnlich stilisierter Manier sind die Flammen gebildet. Im ganzen fällt diese Arbeit doch erheblich gegenüber dem Schlußstein mit dem Löwen ab.

In Verbindung mit dem *Phönix* pflegt häufig ein anderes Tier aus dem *Physiologus* symbolisch verwandt zu werden, das ist der Pelikan mit seinen Jungen. So finden wir diese beiden Tiere an dem Hauptportal der St. Lorenzkirche in Nürnberg und in der Ernestinischen Kapelle des Domes zu Magdeburg; auch aus der Malerei des 14. und 15. Jahrhunderts ließen sich zahlreiche Beispiele anführen. Daß diese „symbolische“ Gemeinschaft auch bei uns im fernen Osten bis zum Ende des 15. Jahrhunderts bestanden hat, dafür haben wir in *Wargen* ein schönes Beispiel. Diese Darstellung des Pelikans findet sich nämlich auf einem Gewölbenschlußstein des zweiten Joches. Der große Körper des Vogels füllt fast die ganze obere Hälfte der kreisrunden Fläche aus. Der Hals ist stark gebogen, rundet sich fast zum Kreise, der Kopf mit dem geöffneten Schnabel berührt die Brust. Der Pelikan steht in seinem Nest, Kerbschnitte deuten in leichter Stilisierung die Ästchen an, aus denen es besteht. Aus diesem Nest stecken drei Junge ihre Köpfe heraus; und alle drei haben ihre Schnäbel aufgesperrt. Welche Bewandnis hat es nun mit dieser Pelikangruppe? Hören wir, was der *Physiologus* darüber sagt (vgl. F. Rauchert, *Die Geschichte des Physiologus*, Straßburg 1889, S. 8): „Der Pelikan zeichnet sich durch große Liebe zu seinen Jungen aus; wenn diese aber heranwachsen, so schlagen sie ihren Eltern ins Gesicht, und diese schlagen sie wieder und töten sie dadurch. Dann aber erbarmen sie sich, und am dritten Tage kommt die Mutter, öffnet ihre Seite und läßt ihr Blut auf die toten Jungen träufeln, wodurch sie wieder lebendig werden. So verwarf Gott die Menschheit nach dem Sündenfall und übergab sie dem Tode; aber er erbarmte sich unser wie eine Mutter, da er durch seinen Kreuzestod uns mit seinem Blut zum ewigen Leben erweckte.“ Der Pelikan also *Christus*, die Jungen die Menschheit, das Ganze ein Symbol für den *Kreuzestod*, durch den die Menschen des ewigen Lebens teilhaftig wurden. Diese symbolische Bedeutung des Pelikans, die in frühchristlicher Zeit (2. Jahrh. n. Chr.) durch den *Physiologus* zuerst festgelegt wurde, bleibt dann auch tatsächlich das ganze Mittelalter hindurch bestehen. In den Sammlungen religiöser Stoffe, den sogenannten *Concordanzien*, finden wir das ausdrücklich angegeben, so in einer Handschrift des 14. Jahrhunderts aus dem Kloster St. Florian in Osterreich (K. K. Jahrbuch 1861, Bd. 5). Da sind unter einem Schlagwort für eine bestimmte Begebenheit aus dem Leben Jesu übereinstimmende Stellen („*concordantia!*“) aus dem alten und dem neuen Testament ausgezogen. Zum Schluß ist dann immer das in Frage kommende Tierymbol mit einer kleinen Bemerkung angeführt. Unser Pelikan findet sich unter dem Titel „*De crucifixione*“ mit der Notiz „*Pellicanus pullos sanguine suo pascit*“. In der Lat findet man dieses Kreuzigungssymbol mit besonderer Vorliebe an Kreuzifigen oder in ihrer Nähe angebracht, um so auch

äußerlich eine Beziehung zu den beiden Vorgängen herzustellen. Auch unser Künstler in Wargen muß noch um diese Dinge gewußt haben, denn wir finden zu unserer Überraschung diese Pelikangruppe noch einmal, im letzten Joch des Chores²⁾, gerade über dem Altar mit dem Bilde des Kreuzigungs. Die Darstellung auf diesem Stein weicht zwar in einigen Einzelheiten von dem ersten ab (der Hals des Pelikans berührt nicht die Brust und ist so mehr den Zungen zugewandt), das Motiv aber, als Ganzes genommen, ist doch eindeutig formuliert.

Gruppe 2 mag aus den Tierdarstellungen gebildet werden, die auf der Grenze zwischen Symbol und dekorativer Plastik stehen. Da begegnen uns zuerst zwei geflügelte Stiere mit massigen Körpern, breiten Köpfen und großen Hörnern. (Joch 2 und 4.) Symbole für den Evangelisten *L u f a s*? Sonst ist das wohl der Fall, hier aber muß man mit dieser Zuweisung vorsichtig sein. Unter den zahlreichen stereotypen Heiligendarstellungen, die sich auf den Gewölbefußsteinen des Chores vorfinden, ist vielleicht auch ein Lukas. Daß wir aber gleich zwei geflügelte Stiere im Langhausgewölbe sehen, macht doch mißtrauisch. Und dann die Darstellung! Nichts von der dramatischen Diktion der andern Tiergruppen. Der Stier glökt gleichgültig den Beschauer an; ein Spruchband, über dem der Stier steht wie ein Schaukelpferd auf seinen Kufen, verstärkt durch seine monotone symmetrische Anordnung das Klischeeartige der Komposition.

Im gleichen Joch — dem geflügelten Stier gegenüber — findet sich auf einem Schlußstein die Darstellung einer Taube mit einem Spruchband im Schnabel. Dieses Tier gibt seinem Pendant — dem geflügelten Stier — an Monotonie in der formalen Gestaltung nichts nach. Man merkt es beiden Darstellungen an, daß dem „Meister“, der sie schuf, jeder Gedanke an eine Symbolik fern lag; und wo der Geist fehlt, da wird das Können Mechanik.

Ein neues Element taucht in der dritten Gruppe auf. Die Zwittergestalten einer verblakten Symbolik, wie sie die Darstellungen der vorigen Gruppen zeigten, waren dem Menschen der Renaissance im Grunde wesensfremd. Wenn es aber galt, den altbekannten Löwen des Markus umzuformen in ein prächtiges Wappentier, dann ließ er alle Künste der in langer gotischer Tradition verfeinerten Bildhauertechnik spielen. In der Tat, an diesem Wappen mit dem Markuslöwen, den wir auf einem Gewölbefußstein im vierten Joch sehen, muß man seine helle Freude haben.

Herabik in reinsten Form ist auch die letzte Tierdarstellung, die noch zu erwähnen ist: das Wappen des *D e u t s c h e n O r d e n s* mit Ordenskrenz und *A d l e r*, in der Mitte des dritten Jochs. Eine heraldische Darstellung zu rein dekorativem Zweck hierhergesetzt?

²⁾ Es bedarf wohl keines besonderen Hinweises, daß die Gewölbefußsteine des Langhauses und des Chores von derselben Hand herrühren; man ersetzte die alten Gewölbefußsteine des Chores durch neue, um die architektonische Kongruenz der beiden Räume, die man durch Angleichung der Gewölbeformen erreicht hatte, auch im dekorativen Element zur Geltung kommen zu lassen.

Nein, dazu ist die Lage dieses Gewölbeschlusssteins zu zentral; von den drei Jochen (2, 3, 4), deren Sterngewölbe mit diesen holzgeschnitzten Scheiben versehen sind, trägt das mittlere Sterngewölbe genau in seiner Mitte das Deutschordenswappen. Eine neue Symbolik klingt auf, in vornehmer Zurückhaltung und doch eindringlich genug ihre heraldisch-abstrakte Sprache redend: an der Stätte, wo heute die Kirche ihr schützendes Gewölbe spannt, da flirrte einst die Rüstung des Ritters, da stand das wehrhafte Haus der Herren des Deutschen Ordens.

Der Bernstein und die Sudauer.

Von Arthur Menck.

Als ich mir vor Jahren des Plinius *Naturalis Historia* in der Staats- und Universitätsbibliothek in Königsberg i. Pr. zum Entleihen bestellte, erhielt ich eine Ausgabe aus dem Jahre 1516 (Bo 186 fol.). So sehr ich im ersten Augenblick mit dem Alter unzufrieden war, um so größer war meine Freude, als ich in dem Exemplar eine längere handschriftliche Eintragung des Königsberger Humanisten Johannes Polian der aus dem Jahre 1535 entdeckte. Es stellte sich allerdings sehr bald heraus, daß diese Abhandlung der wissenschaftlichen Welt nicht unbekannt geblieben war. Denn der Königsberger Professor Rappolt hatte das Buch im Jahre 1535 aus der Stadtbibliothek, deren Grundstock die Bücherei Polianders war, erworben und die handschriftliche Eintragung unter dem Titel „*meditatio epistolaris de origine succini in littore Sambiensis*“ zwei Jahre darauf veröffentlicht¹⁾ Danach hat sie dann Tschadert in seinem Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen abgedruckt. Er bemerkt aber, daß die Handschrift unbekannt sei. Sie hatte ich also in dem alten Plinius der Staats- und Universitätsbibliothek neu entdeckt. Eine genaue Vergleichung des Textes bei Tschadert mit dem Original ergab, daß der alte Rappolt recht sorgfältig gearbeitet hat, nur an wenigen Stellen konnten einzelne Lesungen richtig gestellt werden. Der bedeutsame Inhalt ist aber, soweit ich sehen kann, bisher nicht recht gewürdigt worden. Darum ist wohl ein neuer, gereinigter Abdruck der Ausführungen des Humanisten berechtigt.

Polian der gibt einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Gewinnung des Bernsteins und zur Geschichte der Sudauer. Ihn, den Süddeutschen, interessierte ganz besonders das geheimnisvolle Harz der Samlandküste, er sammelte, wie wir wissen, mit Eifer Einschlüsse, und dem Humanisten gaben Sudavia und die Sudini Veranlassung zu gewagten Kombinationen mit Namen der Antike. In lebhaften Farben schildert er, wie die Sudauer den Bern-

¹⁾ Vgl. Prollmann, Geschichte der Stadtbibliothek zu Königsberg, Königsberg i. Pr. 1929, S. 18. Ich habe die Arbeit von Rappolt nicht finden können.

ſchen Sprache. Und Poliander erwähnt ſelbſt eine intereſſante Maßnahme der Regierung, die Abſonderung der Sudauer zu beſeitigen. Seit etwa 1515 bereits mußten ſie auf Anordnung der herzoglichen Beamten Ehen mit den benachbarten Preußen eingehen. Damit begann die Verſchmelzung. Die Bernſteinpolitik des Ordens wurde von einer weiterſchauenden Bevölkerungs politik abgelöst. Die Blutauffriſchung wird ſehr nötig geweſen ſein. Die Verſchmelzung wird bald, nachdem ſie erſt einmal begonnen hatte, ſchnell vor ſich gegangen ſein. Sprechen doch die Sudauer zwar kein Deutſch, aber dieſelbe „barbariſche Sprache, die auch faſt das ganze übrige preußiſche Volk gebraucht.“

Daß Poliander in dieſer Bemerkung recht hat, beweifen zwei ſeiner Randbemerkungen zu dem unten mitgeteilten Text. Dieſe ſind biſher noch nicht veröffentlicht worden: Es ſind deutſche oder ſudaiſche Ausdrücke, die den lateiniſchen Text erläutern ſollen.

1. Sambienſis terra iſt verdeutſcht mit: Sámlandt,
2. Pregora iſt überſetzt mit Prégel.
3. Zu den sinus periculosos ſchreibt Poliander: Eyn Wike, unde Vigeuones, ſecundum Renanum.
4. Gentárus iſt mit dem Tonzeichen noch einmal an den Rand geſtellt und dazu geſchrieben: Apud Erasmum Stellam (Stüler) de antiquitatibus Boruſſiae ſcribentem pro Geutaro corrupte legitur Suaſternicum^{o)}.
5. Die Winde favonius, africanus, corus ſind verdeutſcht, Weſten, Südweſten, Nordweſten Windt a nautis vocantur.
6. Zu qui huic rei a principe praefecti ſunt ſteht: Rekys genternix dicitur illis Bernſteynherr.

Von dieſen Anmerkungen ſind Nr. 4 und 6 zweifellos die wichtigſten. Denn wir erhalten hier zwei oder drei ſudaiſche Wörter, was bei dem außerordentlich ſpärlichen Material über die Sprache der Sudauer von erheblicher Bedeutung iſt⁷⁾. Daß Poliander ſich Mühe gegeben hat, die Sprache richtig zu erfaffen, ergibt die 4. Bemerkung, wo er in Polemik gegen Stüler die Vokabel für Bernſtein ſicher ſtellt. Wir nehmen dazu eine weitere Bemerkung, die Poliander zu lib. XXXVII, cap. 3 des Plinius gemacht hat. Er ſtellt dort neben Auſtraviam Sudawen und ſchreibt dazu: Sudini, maritimi populi in Prussia, ubi maximus est succini proventus, ſua lingua Gentaram vocant succinum, quasi dicas eterra genitum. Sed vide in fine huius operis Pliniani annotationem noſtram de hac re pleniorē (d. h. die am Ende dieſes Aufſatzes abgedruckte Notiz). Hier überliefert uns Poliander das ſudaiſche Wort als einen —a-Stamm, während Randnotiz Nr. 4 auf —us ausgeht, da der u-Hafen deutlich daſteht. Vermutlich heißt die Endung in Wahrheit —as. In beiden Fällen iſt der dritte

^{o)} Abgedruckt in den Acta Boruſſia, Bd. I, Abg. 1730, S. 112. Abg. 1924, S. 53 f.

⁷⁾ Vgl. Gerullis, Zur Sprache der Sudauer-Natwinger, in der Feſtſchrift, Adalbert Bezzenberger dargebracht, Göttingen 1921, S. 44 ff.

Buchstabe so geschrieben, daß er u und n gelesen werden kann. Die Lesung wird aber durch die Deutung Polianders sichergestellt. Er will das Wort als „e terra genitum“ deuten. So wertlos diese echt humanistische Hypothese ist, stellt sie doch das n sicher. Das paßt auch zu litt. gentaras. Wir haben es hier mit einem gemeinen baltischen Wort zu tun. Anders steht es mit der Bemerkung Nr. 6. Das Wort für „Herr“ findet sich als rikis, rikijs, rekis, rickis, rykyes, reykeis, rikeis im Preußisch-deutschen Vokabular wie in den Übersetzungen des Lutherischen Katechismus. Genternix weist offenbar das Suffix —nik — (—enik—) auf⁸⁾. Man kann gentaras : genternix wohl in Parallele stellen zu balgnan (Sattel): balgninix (Satteler); grikas, gen. (Sünde): grikenix (Sünder)⁹⁾. Es würde also genternix etwa „Bernsteinmann“ zu übersetzen sein.

Diese Feststellungen sind von erheblicher Bedeutung für die sprachliche Eingliederung der Sudauer. Zwar heißt es unzweideutig in der Einteilung zur Übersetzung des preußischen Katechismus vom Jahre 1545: „Die Sudawen aber miewel ihre rede etwas nhyderiger wissen sich doch jen diese preußnische sprach, wie sie alhie im Catechismo gedruckt ist: auch wol zuschicken vn vernemen alle wort“ und das wenige, was wir an sudauischen Brocken oder Namen haben, paßt gut zu dieser Behauptung. Aber gewisse polnische und litauische Schriftsteller möchten eine nähere Verwandtschaft der Sudauer mit den Litauern erweisen, indem sie sich auf unklare Notizen mittelalterlicher polnischer Chronisten stützen. Unsere Randnotiz erweist aufs neue, daß das ein Irrtum ist. rekis— ist preußisch; die Littauer sagen auf Herr: wiespats oder ponas. rykys ist zwar entlehnt, aber nie heimisch geworden¹⁰⁾. Und das Suffix —nik — (—enik —, —inik —) heißt im litulettischen —nink — oder —niek —. Die Sudauer sind ihrer Sprache nach nichts anderes als ein Stamm der Preußen, vermutlich nicht mehr von den benachbarten Samländern verschieden als etwa die Pomesanier. Poliander hat also recht, wenn er im allgemeinen sagt: Die Sudauer, die meist nicht deutsch sprechen, haben ihre eigene Sprache, die auch die übrigen Preußen sprechen.

*

Brief von Johannes Poliander (Graumann) aus Königsberg i. Pr. an seinen Freund Caspar Boerner in Leipzig vom Jahre 1535.

Sambiensis terra, ex terris Prussiae primaria, a Pregora fluvio, qui Konigspergium alluit, usque ad mare extenditur. Illic ad maris litus habitant Sudini, quorum regio maritima ad sex vel septem milliaria extensa Sudavia dicitur, quam Plinius recte Austraviam vocavit. In cuius fere medio, quae Austraviae pars Prüsten appellatur, paeninsula in mare

⁸⁾ Vgl. Gerullis, Die altpreußischen Ortsnamen, Wln. u. Spz. 1922, S. 249 f.

⁹⁾ Diese Beispiele verdanke ich neben Gerullis dem Veristen bei Trautmann, Die altpreußischen Sprachdenkmäler, Göttingen 1910.

¹⁰⁾ Vgl. Trautmann a. a. O. S. XV.

excurrit, quae Prusterort celebri nautisque noto vocatur nomine, ad longitudinem sesquimilliaris, latitudinem vero complectens unius plus minus milliaris, alta et foecunda tellus, pagos habens et nemus quoque; utrinque autem sinus effert navigantibus periculosos. Prutenis et populus et regio Sudawen vocatur; et distat quinque aut ad summum sex milliariibus a Konigspergio, ubi sedes principis est. habetque supra XXX vicos. Quorum incolae ex veteri debito eo toto litoris tractu e mari venantur et quasi piscantur succinum, quod illis Gentarus patrum lingua dicitur. Nam quod inferius circa Gedanum et in Pomerania, superius vero in Livonico litore colligitur, rarius est et minutius, nec illic provenire putatur, sed aestu maris e vicino illuc iactari.

Porro alias largior alias parcius est succini proventus. Neque enim semper huic venationi seu capturae locus est, sed tantum quoties tempestas ab occidentalibus ventis excitata glesum versus litus eicit, siquidem non solus favonius sed africanus quoque et corus hunc thesaurum in lucem proferunt. Hic itaque post sedatos ventos, aquarum vero procellis nondum sedatis sed adhuc in alterum diem usque — ut fit — ferventibus, Sudini accingunt operimenta, litoris regionem diligenter observantes, ad quam vident venti flatum spectare. illuc igitur ab uno et altero milliari, sive nox sit sive dies, certatim confluunt. nudi cum fluctibus a litore resilientibus currunt in mare, reticulo instructi longae perticae bifurcatae praeaffixo, cuius os ad ulnae latitudinem patulum est. ubi obvium cum recurrente ad litus fluctu succinum e fundo hauriunt, immo rapiunt, ne cum refluxis undis in mare possit relabi, celeriter comitante secundo fluctu redeuntes ad litus. Simul autem extrahunt herbam quandam in imo mari haerentem, quae pulegio aquatico non multum absimilis est. In litore praestolantur uxores praedam, quae etiam frigido tempore structis passim ignibus fovent maritos, calefacta tegumenta circumdantes argentibus, ut e vestigio rursus in mare procurrant. nam id agere pergunt, quamdiu inveniunt, quod hauriant. Quicquid igitur singulis obvenerit, hoc totum bona fide coguntur ad eos, qui huic rei a principe praefecti sunt, adferi, ubi iuxta mensuram tantundem salis recipiunt, quantum attulerint succini. Hoc praemii labori eorum ex veteri more reperatur. Porro totus hic glessi proventus hoc tempore ad solum principem pervenit. Cuius partem, dum adhuc vigerent in Prussia crucigeri, habuit episcopus Sambiensis, nempe ad unius milliaris longitudinem, sed cuius spatii dimidium magnus magister cum eo communiter usurpabat. Et tamen episcopo quotannis plerumque magna pecuniae summa eo tempore a mercatoribus pro sua portione obvenit. Nunc, ut compertum habemus, ex tot proventu modo sesqui millia marcarum, modo quattuor aut quinque millia, interdum octo aut novem obtingunt; quinque vero ab hinc annis, ni fallor, quin-

decim millia fisco principis accesserunt. Sive igitur virtutem glessi variam, sive pretium spectes, facile intelliges, quod non immerito a Plinio inter gemmas numeretur. — Magna autem cura cavetur, ne furtum in hoc negotio committatur, proinde etiam non temere cuivis patet ad ea Sudinorum loca accessus. Sed praetereundum non est, fieri nonnunquam, ut etiam tranquillo mari in imo fundo conspecta frusta succini maiuscula fuscis extrahantur, pro quibus et plus praemii accipiunt a praefecto suo Sudini. Nam quo grandiores et candidiores sunt glessi portiones, eo plus emuntur a negotiatoribus. Nam aliud est, cuius tunna 30 aureis Rhenensibus emitur, aliud plus quam centum aureis; quod vero optimae notae est, multo carius venit. Evenit quoque interdum, ut ex alta humo longe a mari passim effodiantur hoc genus grana. In maritima vero terra facilius inveniuntur arenis obruta, utpote e mari olim eiecta et neglecta.

Habes locum, in quo generatur et hauritur succinum. De materia vero, unde constet, idem sentio, quod Plinius, cum propter alia multa tum propter insecnem illam copiam variorum vermiculorum et similium minutiarum, quae in pellucido glessi genere reperiuntur, quamvis hodie neque in hoc Prutenico nec adverso litore — ut mediterraneum est mare Balticum — extent arbores resinam stillantes. Pro qua sententia etiam hoc facere videtur, quod non semel inventum est succinum adhuc molle quasi nondum maturum, item quod ex altera parte molle, ex altera duratum fuerit.

Sed finem faciam, ubi tantum de Sudinorum moribus pauca coronidis loco adiecero. Sunt autem indigenae, quorum pauci admodum Germanicam linguam novere. sed suam quandam linguam habent babaram, qua etiam reliquum fere Prutenorum vulgus utitur. Pertinaciter semper studuit haec gens maiorum suorum vestitum, ritus et cultus servare. Nec iunxerunt cum finitimis Prutenis matrimonia, nec quenquam suorum mendicare permiserunt. Inaures gestaverunt nempe anulos, ex quibus minutae nolae seu tintinnabula dependent, omnia ex aurichalco fabrefacta. Haec autem ipsorum ornamenta quemadmodum et panni et vestes eorum omnes non importabantur aliunde, sed ab artificibus domesticis inter ipsos concinnabantur. Apud quos etiam cinguli ex ferro deargentato in usu fuere. Haec inquam et alia id genus multa pertinaciter servaverunt illi, donec cum vicinis Prutenis tandem ab annis viginti, instantibus praefectis, coniugia contrahere coacti sunt. Hinc enim factum est, ut ab antiquis ritibus suis paulatim recesserint. Aegre tamen adhuc a prisca sua idololatria et avitis superstitionibus abstinent, neque ex animo vel papae prius paruerunt, vel nunc evangelio assentiuntur plerique eorum, sed veteres suorum cultus tacitis suffragiis probare non desinunt.

Haec solida testimonia sunt senis cuiusdam minime vani hominis, qui supra quadraginta annos inter Sudinos versatus est, et talia plerumque, quae lippis et tonsoribus hic omnibus nota sunt, exteris vero gentibus parum comperta nec a scriptoribus, quod sciam, exacte prodita.

Johannes Poliander ecclesiastes Regiomontanus Casparo Bornero amico ludimagistro Lipsensi anno 1535 to, sub principe Alberto marchione Brandenburgensi.

Buchbesprechung.

Dr. Hermann Kauschning, Zehn Jahre polnischer Politik. Die Entdeutschung Westpreußens und Posen. Berlin (K. Hobbings) 1930. 405 Seiten.

Ein berufener Kenner schildert, zum Teil aus eigener Anschauung, die Entwicklung des Deutschtums in den 1918 vom Deutschen Reich an Polen abgetretenen Gebieten. Seine Darstellung wirkt umso überzeugender und erschütternder, als sie sich frei hält von Sentimentalität und von Gehässigkeit und nur die Tatsachen sprechen läßt. In diesen Gebieten wohnten vor dem Kriege etwa 1 200 000 Deutsche, jetzt sind es nicht mehr als 350 000. Über 500 000 hat das Deutschtum an landwirtschaftlichem Grundbesitz verloren; die ländliche deutsche Bevölkerung ist um 55 Prozent, die städtische dagegen um 85 Prozent zurückgegangen. Politischer und wirtschaftlicher Druck seitens Polens, nicht selten unter Bruch der im Versailler Diktat den nationalen Minderheiten zugesicherten Schutzbestimmungen, hat diesen katastrophalen Rückgang des Deutschtums verschuldet. Man nehme diese Entwicklung nicht leicht, etwa in der Erwägung, daß das Korridorgebiet von 1466—1772 ja schon einmal polnisch gewesen ist und dann doch unschwer in Preußen wieder eingefügt wurde. Abgesehen davon, daß Nationalitätsfragen damals noch entfernt nicht die Bedeutung hatten wie heute, — eine Polonisierung des im zweiten Thorner Frieden dem Orden verloren gegangenen Gebietes ist nicht versucht worden; das Deutschtum ist dort vielmehr in jenen 3 Jahrhunderten polnischer Herrschaft erhalten geblieben, ja zum Teil noch durch Durchzug deutscher Kolonisten gestärkt worden.

M. H.

Königsberg i. Pr.

Selbstverlag des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Druck: Ostpreußische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.,

1930